

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 31. 1888.

Der gnädige Herr vom Kellthal.

Roman
von
Georg Höcker.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine halbe Stunde später saß der Steinwiesbauer mit seinem Anhang in dem wohlverwahrten Schlitten, der von dem flinken Wallach gezogen rasch die Straße entlang glitt, welche nach dem Festplatze führte.

Auf dem breiten Kutscherbock vorn saßen der Xaver Steinwies, der die Zügel und die Peitsche hatte, und die Lori in ihrem höchsten Staate, wie sie am Morgen zur Kirche gewesen war. Der Bauer hatte eine kostbare silberbeschlagene Meerschaumpfeife im Munde hängen, der er gewaltige Züge des duftigen „Schwarzdreikönig" entlockte. Sein und der Lori Gesicht blickten zuversichtlich darein, ganz im Gegensatze zu den beiden Anderen, welche im eigentlichen Schlitten saßen und niedergeschlagen vor sich hinschauten.

Als der Festplatz in Sicht kam, mußte der Braune doppelt tapfer ausgreifen, und der Steinwiesbauer klatschte dazu gewaltig mit der Peitsche. So fuhr der Schlitten im schärfsten Trabe bis an die errichteten Zelte heran, dann hielt der Bauer mit einem scharfen Rucke an und sprang aus dem Gefährt, der Lori beim Aussteigen helfend, ohne sich um die gaffenden Blicke der neugierig ihn Anstaunenden zu kümmern.

Der Niklas, welcher unterdessen seiner Mutter geholfen hatte, den Schlitten zu verlassen, nahm nun den Braunen kurz beim Zügel und führte ihn mitsammt dem Gefährt vorwärts, um für beide passenden Unterstand zu suchen.

Der Xaver Steinwies schritt inzwischen mit Frau und Tochter mitten durch den dichtesten Haufen der auf dem Festplatze sich Drängenden, unbeirrt um das Zischeln und Tuscheln, welches allenthalben bei seinem Vorwärtsschreiten entstand. Er trug den Kopf hoch erhoben, und den Daumen der linken Hand hatte er um den Riemen des kurzen Stutzens gelegt, welcher ihm zur Seite herabhing.

So schritt er geradenwegs auf die Schießstände zu, von welchen schon kurzes scharfes Geknall herübertönte und in deren Nähe es sich die Honoratioren mit ihrem Anhang nach Möglichkeit bequem gemacht hatten.

Es war freilich kein Sommer, sondern ein so bitterkalter erster Weihnachtstag, daß er beinahe das Blut in den Adern gerinnen machte. Aber dieser Umstand störte die Festfreude der abgehärteten Bergsöhne nicht, welche gern um jeden Preis vergnügt waren.

Wen es fror, der mochte dem dicken Loisl etwas zu verdienen geben, wenn anders er nicht warten wollte, bis der Schützenkönig Pankraz Lader die Spendierhosen anzog. Der Loisl hatte dafür gesorgt, Herz und Magen der Festtheilnehmer warm zu halten. An seinen Ständen brannten mehrere lustige Feuer unter mächtigen kupfernen Kesseln, in denen Warmbier gebraut wurde. Schier immer ein halbes Faß voll verschlang so ein dickbauchiges Gefäß, und dann warf der Loisl mit behaglichem Schmunzeln noch ganze Hände voll weißkrystallenen Zuckers in die kochende Fluth, untermischt mit Stangen edlen Zimmetgewürzes und aromatischen Nelken. Das weibliche Personal aber war unablässig damit beschäftigt, Eierschaum zu schlagen und ihn dann in die Kessel einzufüllen und mit den mächtigen Löffeln in der köstlich duftenden Brühe herumzurühren. Wenn dann das Gebräu fertig war, stieß der Loisl mit seiner durchdringenden Stimme einen kunstgerechten Jodler aus, um es zu verkünden. Dann verließen die Schützen die Scheibenstände, und die Burschen kamen mit ihren Schätzen, deren Wangen die Kälte wie mit Purpur überzogen hatte, und dann wurde das Warmbier aus den hohen steinernen Krügen geschlürft und mit Holzlöffeln um-



Georg Bleibtreu. (S. 243)

gerührt, bis der schier unerschöpfliche Vorrath zu Ende und der dicke Loisl mit neuem Humor an die frische Zubereitung ging.

Daneben prozelten über einem knisternden Feuer auf rothglühendem Roste gar appetitliche Würstchen, und die ebenso dicke Frau des Loisl hätte hundert Hände haben müssen, wenn sie allen Nachfragen nach einem paar Bratwürsteln mit Salzkipfeln hätte nachkommen wollen. Das frohe Jauchzen allenthalben bewies, wie kreuzfidel es zuging auf dem winterlichen Festplatze.

Als der Steinwiesbauer sich mit den Seinen unter die Festgäste mischte, gab es erst zwischen diesen und ihrem Anhang ein gewaltiges Zusammenstecken der Köpfe und scheues Beiseiterücken. Der Xaver Steinwies aber that, als ob er gar nichts von alledem merke. Er nickte da- und dorthin, und die Grüße wurden ihm auch zurückgegeben, denn es waren meist Kleinbauern, denen der Reiche ihren Getreidevorrath zu gutem Preise abgekauft hatte, und welche für die Zukunft dasselbe hofften.

Der Schulze Christian und die Männer, welche sonst am meisten zu bedeuten hatten in der Gemeinde, hielten sich freilich offenkundig von dem Steinwiesbauern fern und standen zu dem Lader-Pankraz, der mit verbissener Wuth zu seinem Gegner herüberschaute, welcher es gewagt hatte, auf dem Festplatze mit seinem Anhange zu erscheinen.

„Wegjagen müßt' man ihn wie einen Hund, den Brandstifter, den verfluchten!" schrie er laut genug, daß sein Widersacher es hören mußte.

Aber der Xaver Steinwies biß die Zähne aufeinander und that, als ob er gar nichts gehört habe Er wollte sich hernach schon an dem Laderbauern rächen, dachte er bei sich selbst.

Als er Frau und Tochter untergebracht hatte und den Niklas in seiner Nähe wußte, ging er mit breitspurigen Schritten auf dem Festplatz umher, recht wie um dem Lader-Pankraz zu zeigen, daß er noch lange keine Furcht vor ihm empfinde.

Kaum war er fort vom Tische, so drängten sich die Neugierigen um die Steinwiesbäuerin und ihre Tochter, denn die Lori mit ihrer neumodischen Stadtkleidung war doch ein wahres Wunder für das Dorf, das gebührend angestaunt werden mußte. Später sagten die Weiber und Mädchen freilich zu einander, die Lori sei nichts als ein hochmüthiger, einfältiger „Fratz". In das Gesicht aber waren sie ihr jetzt voller Bewunderung und Unterwürfigkeit.

Die Lori fühlte sich wie eine Prinzessin und sie benahm sich auch äußerst gnädig gegen die Anderen.

Der Laderbauer hatte unterdessen seinen Todfeind nicht mehr aus den Augen verloren, und es hatte ihn unendlich verdrossen, daß dem Steinwiesbauern Bescheid wurde auf seine Fragen. Der Aerger stieg dem warmblütigen Bauer rasch in den Kopf, und um den Verhaßten mit einem Schlage zu isoliren, änderte er seine ursprüngliche Absicht, erst gegen Abend Freibier zu geben, und bestimmte mit lauter Stimme den eben fertiggebrauten Sud Warmbier für das Allgemeine

Das hatte freilich seine Wirkung, denn geschenktes Bier schmeckt dem Bauer doppelt gut, und der Lader-Pankraz hatte deshalb den Triumph der nächsten Minuten für sich; es strömte Alles nach der Richtung des dickbauchigen Kupfergefässes, und selbst der Schulze Christian verschmähte es nicht, einen wärmenden Trunk zu thun von dem Freibier.

Der Xaver Steinwies nickte aber nur entschlossen mit dem Kopfe, als er sich so plötzlich wieder vereinsamt sah.

Er schritt mitten in den Haufen der sich um den Loisl Drängenden und hielt plötzlich auch eine Kanne voll Freibier in der Hand.

Der Pankraz Lader glaubte, der Zorn müsse ihn gerade zu Boden reißen, als er seinen Todfeind mit einer Kanne des von ihm gestifteten Warmbieres erblickte. Aber das war Alles noch gar nichts.

Der Steinwiesbauer nahm wie prüfend einen Schluck, dann spie er ihn sofort wieder aus und schleuderte die Kanne mit sammt ihrem heißen Inhalte auf den festgefrorenen Boden.

„Pfui Teufel, das ist ein schlechtes Gebräu," rief er höhnend aus und machte dabei, als ob der Ekel ihn schüttelte, „das ist wohl Armenbier, Loisl, weil Du's so schlecht gemacht hast?"

Das gab einen allgemeinen Aufruhr, und Alles blickte nach dem Pankraz Lader, der mit glühenden Augen auf seinen Gegner stierte und die Fäuste dazu grimmig ballte.

Aber auch der Loisl wollte in ungemüthlicher Weise aufbegehren.

Der Steinwiesbauer indessen winkte ihm nur hochmüthig mit der Hand ab, dann griff er in den Hosensack und zog scheinbar achtlos aus demselben eine Hand voll Silbergulden mit einzelnen Goldstücken darunter und warf sie dem Loisl in den blechernen Bierständer, der heute die Stelle der Kasse vertreten mußte, daß der Münzenhaufen lustig klingend durcheinander purzelte.

„Werd' nit bös, Loisl," rief er dabei dem schnell Besänftigten zu, „ich hab's nit harb gemeint, es ist nur von wegen dem Besserschmecken."

Dabei deutete er auf die beiden anderen Kessel, in denen gleichfalls Warmbier bereitet wurde, und rief mit wuchtig hindröhnender Stimme: „Die beiden Kessel gehören mir für heut' — wer umsonst ein Warmbier trinken will, mag's thun auf mein Wohl — ich steh' für den Riß."

Dabei schaute er mit einem trotzig herausfordernden Blick auf den Laderbauer, als ob er sagen wolle: Schau' zu, ob Du mir's nachmachen kannst, Du Haderlump!

Dieser wurde gelb vor Aerger im Gesicht, als die Menge nun einen Freudenjauchzer ausstieß, den er nicht übertrumpfen konnte, wenn er auch gewollt hätte, denn der Loisl hatte nur drei Kessel im Ganzen und zwei davon gehörten nun schon dem Xaver Steinwies.

Dieser aber blähte sich gewaltig auf und schritt stolz wie ein Pfau über den Festplatz, schon von Dem und Jenem unterwürfig angeredet, der vorhin kaum gewußt hatte, ob er ihm den gebotenen Gruß zurückgeben solle oder nicht.

Der Steinwiesbauer war jetzt entschieden im Vortheil, und die halb berauschten Bauern meinten bald, so schlimm könne er doch kaum sein, als ihn der Lader-Pankraz gemacht hatte; kurz, die Freigebigkeit des Bauern hatte Stimmung für ihn gemacht, und das Ansehen des eigentlichen Schützenkönigs begann vor dem seinen gewaltig zu erbleichen.

Da spielte der Xaver Steinwies noch einen Haupttrumpf aus, der den Laderbauer vollends aus dem Sattel hob.

Der Loisl hatte nämlich auch einen Kräuterschnaps zu verkaufen, etwas ganz Hochfeines, das wie Feuersgluthen durch die von der Winterkälte erstarrten Glieder rollte. Aber den Spaß, sich so einen hinter die Binde zu gießen, konnte sich nicht Jeder erlauben, denn der Loisl war sündhaft theuer mit seinem Kräuterbitter, und ein ganz kleines Gläschen, in das kaum zwei Fingerhüte voll gingen, kostete ganze drei Kreuzer. Nur der Schulze und die sonstigen Begüterten im Ort ließen sich in längeren Zwischenräumen ein Schnäpschen eingießen und meinten alsdann nach geschehenem Genusse, gut wäre des Loisl Kräuterbitter, aber theuer wäre er auch.

Da nahm der Xaver Steinwies den Loisl plötzlich bei Seite und verhandelte eine Weile mit ihm.

Plötzlich wurde es ruchbar, der reiche Bauer habe dem dicken Loisl seinen ganzen Kräuterschnapsvorrath für zweihundert blanke Gulden abgekauft, und der Steinwiesbauer verkündete es auch mit weithin schallender Stimme, hinzusetzend, ein Jeder soll trinken, so viel er möge und Lust habe, aber umsonst, denn heute nehme er den ganzen Riß auf sich.

Der Jubel, welcher diesen Worten folgte, war ein geradezu betäubender, und der Xaver Steinwies erlebte den vollständigsten Triumph über seinen Todfeind, welchen er sich nur wünschen konnte; der Laderbauer war völlig aus dem Felde geschlagen und wußte sich vor Zorn und Grimm kaum mehr zu fassen. Wenn nicht der Schulze Christian ihn mit Gewalt zurückgehalten hätte, der Wüthende hätte sich auf seinen Gegner gestürzt und ihn mit seinen gewaltigen Fäusten zu Tode gewürgt.

Der Xaver Steinwies genoß eine lange Weile seinen Triumph, und der Ortsschulze war vielleicht der Einzige, welcher sich noch auf Seiten des Lader-Pankraz befand. Die Lori bekam ein gut Theil ab von dem Triumphe, und das eitle Mädchen bildete sich nicht wenig auf die Huldigungen ein, welche ihr dargebracht wurden und die sie ihrer Alles überstrahlenden Vornehmheit zuschrieb, während es doch in Wahrheit nur die Geldsäcke ihres protzigen Vaters waren, welche die Stimmung der Menge so umzuwandeln vermocht hatten.

Als so der Xaver Steinwies seinen Todfeind in der Gunst der Menge ausgestochen hatte, was unerhört genug war, denn heute war doch der Ehrentag des Schützenkönigs, reizte es ihn, es dem Pankraz Lader auch noch im Schießen zuvorzuthun.

Er faßte deshalb seinen Stutzen und schritt mit langsamen, breitspurigen Schritten auf die Schießstände zu.

Dort aber erwartete ihn der Laderbauer, der sich gewaltsam von dem Schulzen losgerissen hatte, mit blitzenden Augen und geballten Fäusten.

„Aus dem Weg!" schrie der Steinwies-Xaver und wollte an ihm vorüber.

Aber der Andere versetzte ihm in rasendem Zorn einen festen Stoß vor die Brust, daß der Bauer zurücktaumelte.

„Du schießt nit — Du schießt nit," brüllte er mit wuthbebender Stimme und fuchtelte mit den geballten Fäusten in der Luft herum.

Die Thätlichkeit, welche er sich gegen den Anderen erlaubt hatte, verursachte viel böses Blut, und um die Beiden herum staute sich eine dichte Menge mit gerötheten, aufgeregten Gesichtern, die sichtbar Partei nahm für den freigebigen Steinwiesbauern.

Dieser hatte sich von dem Stoß wieder aufgerichtet und die Büchse schußbereit vor sich hingestreckt.

„Warum soll ich nit schießen?" frug er mit unheimlich klingender Stimme.

„Weil Du ein Mordbrennor bist!" schrie ihm der Lader-Pankraz in das Gesicht, „weil Du mir mein Haus angezündet hast über'm Kopf —"

In diesem Augenblick schlug der Xaver Steinwies auf seinen Todfeind an.

Ein allgemeiner Aufschrei erscholl und die Besonnenen stürzten sich auf den Wuthschäumenden, um ihm den Stutzen zu entreißen. Der Bauer drückte wie rasend am Stecher, aber der Schuß knallte zum Glück in die leere Luft.

Es war ein unheimlicher, gewitterschwangerer Augenblick gewesen, und als der Schuß nun dröhnte und man den Lader-Pankraz unverletzt dastehen sah, ging es wie ein Aufathmen der Erleichterung durch die Menge.

Die allgemeine Erbitterung aber wandte sich

plötzlich gegen den Steinwiesbauern, der in seinem Jähzorn einen Todtschlag hatte begehen wollen; dazu wirkten die Anklagen des Lader-Pankraz wieder mehr als je.

Der Steinwiesbauer aber hatte bei dem allgemeinen Toben und Wüthen wider ihn seine volle Ruhe zurückgewonnen. Er richtete sich in die Höhe und lachte voll bitterer Verachtung auf.

„Elendige Schufte,“ sagte er scharf und wegwerfend, „erst Hurrahschreien und Freibiersaufen — aber ich will's Euch vergelten — hundertfach — tausendfach!“

Er hob den rechten Arm und schüttelte ihn drohend wider die murrende Menge. Dann wandte er sich und schritt, von seinen Knechten und dem Niklas gefolgt, die sich wie zum Schutz um ihn gesammelt hatten, durch die Platz gebenden Reihen zu der zitternden Bäuerin und der fassungslosen Lori.

Der schon bereitstehende Schlitten wurde bestiegen, und raschen Trabes ging es durch die rasch herniederdämmernde Nacht dem Steinwieshofe zu.

Der Bauer Xaver sprach während der ganzen Heimfahrt kein Wort; starr und schweigend saß er da und lenkte das Pferd. Im Innern gährte es aber um so mehr bei ihm, und tausend Dämonen waren thätig in seinem Herzen, ihn zur Rache anspornend gegen die Menge.

Es war eine bittere, beschämende Erkenntniß für den Hochmüthigen, daß all' sein Geld ihm nichts genutzt, daß er sich wohl momentan willfährige Seelen dafür hatte kaufen können, die aber Alle im entscheidenden Augenblicke von ihm abgefallen waren.

Aber nun wollte er ihnen zeigen, daß er sie Alle nicht mehr brauchte — ja, sie gar nicht mehr kannte. Was bisher nur zaghaftes Planen in seinem Inneren gewesen war, hatte die jüngst verflossene Stunde der Demüthigung in festen Entschluß umgewandelt. Er wollte hoch hinaus, um die Bauern zu demüthigen, welche es gewagt hatten, die Macht seines Geldes zu unterschätzen. Was er vermochte, das wollte er ihnen an seiner Tochter zeigen — denn wenn es sein halbes Vermögen oder mehr kostete — die Lori sollte eine Baronin werden!

12.

Als am nächsten Morgen der Baron vom Kellthal mit dem festen Entschluß, diesmal handelseinig mit dem Steinwiesbauern zu werden, auf dem Gehöft desselben einkehrte, fand Letzterer für seine eigenen, hochmüthigen Pläne williges Gehör.

Zuerst wollte sich der Baron zwar sehr beleidigt stellen, als der Xaver Steinwies mit seinem Vorschlage herausrückte, der junge Herr Anton möge seine Lori zum Weibe nehmen.

Das sei unerhört, hatte der Herr vom Kellthal gesagt, und ob er denn nicht wisse, was für ein Unterschied sei zwischen dem hochgeborenen Sprößling eines altadeligen Geschlechtes und der Tochter eines, wenn auch noch so reichen Bauern.

Dazu hatte aber der Xaver Steinwies nur spöttisch gelacht und gemeint, der Baron solle doch nicht gar zu hoch thun und froh sein, daß sein Sohn eine solche gute Heirath machen könne. Er, der Steinwiesbauer, wisse gar wohl, wie er mit dem gnädigen Herrn daran sei und habe gar verflucht wenig Respekt vor diesem. Wenn er es sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, seine Lori zur Baronin zu machen, so könnte der Herr vom Kellthal lange warten, bis er sein gutes Geld voraussichtlich in den Rauchfang hängen werde.

Dies, und noch viel mehr das Versprechen, auch in Zukunft nicht knauserig zu sein, hatte den Baron schließlich überzeugt, und er war schon ganz einverstanden mit dem Steinwiesbauern. Nur hatte er niedergeschlagen hinzugefügt, daß er leider Gottes gar wenig Einfluß habe auf seinen Sohn und noch viel weniger auf die Baronin — er wisse deshalb nicht, wie diese Beiden den Vorschlag aufnehmen würden.

Aber zu dieser Einwendung hatte der Xaver Steinwies nur sorglos gelächelt.

Man brauche keine Brille dazu, um zu sehen, das der junge gnädige Herr in die Lori verschossen sei, sagte er mit beifälligem Schmunzeln. Dazu sei Anton vom Kellthal mündig, und wenn die gnädige Frau Mutter eben nicht wolle, könne er doch nach seinem Belieben handeln. Er wolle aber Zehn gegen Eins wetten, daß der junge Baron mit Freuden nach der Lori und ihren Geldsäcken greifen werde, denn diese bekomme das Mädel reichlich mit. Der Steinwiesbauer wolle es schon den Hungerleidern in Wien zeigen, wie sein einziges Madel vollauf die Mittel habe, als Gnädige zu leben.

Derartige Worte hatten Hans Rupert vom Kellthal wie Musik in den Ohren geklungen, und von ihnen unterstützt glaubte er leichtes Spiel zu haben, seinen Sohn zu den eigenen Ansichten zu bekehren und ihn für seine Pläne willfährig zu machen.

Das übrige Abkommen zwischen dem Steinwiesbauern und dem Baron war schnell genug erledigt gewesen. Der Letztere erhielt gegen den besprochenen Schuldschein das verlangte Darlehen, und der Bauer versprach es dem aufathmenden Edelmann in die Hand, daß er das zwischen ihnen abgemachte Abkommen unverbrüchlich geheim halten und dem Baron außerdem noch weitere Summen bis zum ungefähren Schätzungswerthe seiner Besitzung vorstrecken wolle.

Die vierzigtausend Gulden gab er Hans Rupert vom Kellthal gleich mit und mit nochmaligem verständnißvollen Händedruck trennten sich die Beiden von einander.

Der Baron fühlte sich um eine Centnerlast leichter und begann wieder aufzuathmen. Daß seine Abmachung mit dem Bauern geradezu eine Infamie gegen den vertrauenden, hochherzigen Verwandten war, belastete sein Herz nicht weiter; wenn der Steinwiesbauer hinter den ihm gespielten Betrug kam, so war er eben einfach der Geprellte, welcher sich wohl hüten würde, gerichtlich gegen den Schwiegervater seiner Tochter aufzutreten.

Hans Rupert war deshalb jovial und heiter, wie lange nicht mehr, und ehe er noch in den Schlitten stieg, bis zu welchem ihn diesmal der Steinwiesbauer begleitete, rief er die in der Nähe stehende Lene zu sich heran. Das Mädchen kam nur schüchtern und mit verzagten Schritten näher, denn sie hatte einmal einen großmächtigen Respekt vor dem gnädigen Herrn.

Der Baron streckte ihr die Hand entgegen, und unter dem gewinnenden Lächeln, welches sein fahles Gesicht überzog, verschönerte sich dieses ordentlich.

Das unschuldsvolle Kind der Frau, welche er in frevelndem Uebermuthe einst um Glück und Leben gebracht hatte, übte eine heiligende Wirkung auf ihn aus, welcher sich selbst sein verknöchertes Herz nicht ganz entziehen konnte.

Er hielt die Hand des Mädchens einen Augenblick in der seinen, dann aber machte sich die Lene los und eilte verschüchtert in das Gehöft.

Hans Rupert schaute ihr mit einem aufleuchtenden Blicke nach.

„Das ist ein Blitzmädel, ein wunderliebes Ding,“ wendete er sich mit ungewöhnlich weicher Stimme zu dem Bauern, der den ganzen Vorgang verwundert angesehen halte.

„No ja,“ gab der Xaver Steinwies trocken zur Antwort und hob einen Fuß um den andern in die Höhe, denn es herrschte eine empfindliche Kälte auf dem Hofe.

„Hü, hott!“

Das Pferd zog an.

„Es bleibt bei unserer Abmachung, auf Wiedersehen!“ rief der Baron dem Xaver Steinwies noch zurück.

„Recht so,“ nickte der Bauer ihm nach, „ich verlaff' mich d'rauf.“

Dann bog der Schlitten mit einer scharfen Wendung durch den Thorbogen und war im nächsten Augenblicke dem nachschauenden Steinwiesbauer aus den Augen verschwunden.

Xaver Steinwies drehte sich um und schritt mit langsamem, behaglichem Gange nach dem Wohnzimmer zurück, in dem noch die halbgeleerte Flasche Wein und die Reste des Frühstücks standen, welches er seinem Gaste vorgesetzt hatte.

Er befahl der Lene, abzutragen, und nachdem er sich eine Feiertagspfeife gestopft hatte, setzte er sich in dem alten Großvatersessel zurecht, ein Bein über das andere schlagend und behaglich aus dem Meerschaumkopfe das würzige Kraut schmauchend.

Sein Gesicht wies einen durchaus befriedigten Ausdruck auf. So leicht hatte er sich doch nicht den Handel mit dem Baron vorgestellt; hätte er gewußt, daß der gnädige Herr derart rasch auf seine Absichten einging, wären viele harte Worte überflüssig gewesen. Er bedachte freilich nicht, daß dem Baron das Messer an der Kehle saß; hätte er den Freiherrn vom Kellthal in wahrem Lichte gesehen, so wäre vielleicht selbst der adelige Titel für den Bauern nicht mehr verlockend gewesen, und dieser hätte sich wohl gehütet, seine Tochter um des bloßen Namens halber zu verkaufen.

Aber er wußte kaum mehr, als daß der alte Baron ein ungemein leichtlebiger Herr, und daß sein Sohn nicht aus der Art geschlagen war. Anton vom Kellthal mochte immerhin mit seiner zukünftigen jungen Frau ein Leben voller Genuß und Ueppigkeit in vollen Zügen schlürfen, das Geld war dazu vorhanden, und es schmeichelte dem eitlen Bauern ungemein, daß er es so weit gebracht hatte, aus seiner Tochter eine echte und noch dazu steinreiche Gnädige in kürzester Zeit zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Bleibtreu.

(Mit Porträt auf Seite 241.)

Für den bedeutendsten deutschen Schlachtenmaler der Gegenwart gilt Professor Georg Bleibtreu in Berlin, dessen Pinsel schon seit beinahe 40 Jahren damit beschäftigt ist, die Waffenthaten der deutschen Heere in meisterhaften Bildern zu verewigen. Der treffliche Künstler, dessen Porträt wir auf Seite 241 bringen, ist am 27. März 1828 zu Xanten in Rheinpreußen geboren, zeigte schon als Knabe eine entschiedene künstlerische Begabung und bezog 1843 die Düsseldorfer Akademie; später arbeitete er in Th. Hildebrand's Atelier. Seine ersten Bilder behandelten Scenen aus dem deutsch dänischen Kriege von 1849, hierauf wandte er sich der bildlichen Verherrlichung der Befreiungskriege zu. Nachdem Bleibtreu 1858 nach Berlin übergesiedelt war, entfaltete er eine noch regere Thätigkeit; 1864 wohnte er als Schlachtenmaler dem dänischen Kriege bei und verewigte alsdann die Schlachten desselben in einer Reihe von Gemälden, unter denen besonders „Der Uebergang nach Alsen“ ihm bleibenden Ruhm erwarb. Auch den Krieg von 1866 machte er mit und schuf dann mehrere auf denselben bezügliche Bilder, von denen besonders die „Schlacht bei Königgräz“ allgemeine Bewunderung erregte und ihm auf der Berliner Ausstellung von 1868 die große goldene Medaille und später den Professortitel verschaffte. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71, den Bleibtreu im Gefolge des damaligen Kronprinzen mitmachte, hat ihm eine Fülle von Stoffen geliefert, von denen wir „Die Kapitulation von Sedan“, „Die Württemberger in der Schlacht bei Wörth“ und „Das sächsische Armeecorps bei St. Privat“ hervorheben. Seine jüngsten Schöpfungen sind die zwei großen Wandbilder in Wachsfarben: „Aufruf an mein Volk 1813“ und „Die Schlacht bei Gravelotte“ für die Ruhmeshalle im Berliner Zeughaus.

Moderne Weltbummler.

(Mit Abbildung.)

Die so großartig entwickelten Verkehrsmittel der Neuzeit haben eine Klasse von Reisenden geschaffen, die man wohl als „moderne Weltbummler“ bezeichnen kann, da sie sich nicht damit begnügen, alle Hauptstädte Europa's zu durchstreifen, sondern ihre nur zum Vergnügen und gewissermaßen als Sport unternommenen „großen Touren“ nicht selten zu wahren Weltumsegelungen ausdehnen. Unsere Abbildung stellt eine Gesellschaft solcher „Weltbummler“ an Bord eines der großen, mit allen Bequemlichkeiten ausgerüsteten Passagierdampfer, die auf den Welthandelslinien verkehren, in den ostindischen Gewässern dar. Es sind Passagiere der ersten Kajüte, welche sich nach dem um fünf Uhr eingenommenen Diner auf das Verdeck begeben haben, um sich dort durch Plaudern und Scherzen die Zeit zu vertreiben, zu rauchen und zu trinken, Zeitungen zu lesen u. s. w. Zum Schutze gegen die sengenden Strahlen der tropischen Sonne sind die Damen mit mächtigen Sonnenschirmen oder mit Fächern versehen, und letztere benutzt auch ein Theil der Herren, um sich Kühlung damit zuzuwehen. Selbst ein auf dem Boden hockender kleiner Chinese, der Sproß eines bezopften Ehepaares in der vierten Klasse und ein Liebling der Passagiere, ist mit einem großen Fächer ausgerüstet, dessen Besitz ihm aber gerade zwei niedliche Aeffchen streitig machen.



Moderne Weltbummler auf einem Dampfschiffe in den ostindischen Gewässern.

Die Begegnung Barbarossa's mit seinem Sohne Friedrich nach der Schlacht von Iconium.

(Mit Bild auf S. 245.)

Auf seinem 1189 angetretenen Kreuzzuge rückte der deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa, den sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, Ludwig von Thüringen und andere Fürsten begleiteten, nach der am 7. Mai 1190 gewonnenen Schlacht bei Philomelium in Kleinasien in der Richtung auf Iconium, die Hauptstadt der Seldschukken, vor. Die Stadt war stark befestigt und der dort versammelte Feind in der Ueberzahl, aber trotzdem begann der Kaiser mit seinen tapferen Schaaren unverzagt am Morgen des 18. Mai den entscheidenden Kampf. Barbarossa selbst führte mit der alten Heldenkraft die Seinen gegen die im Halbkreis vor der Stadt aufgestellten Seldschukken, und ein hartes Ringen entstand nun, in dem aber doch infolge der persönlichen Anfeuerungen des Kaisers die Deutschen endlich den Sieg errangen. Kaum war hier vor der Stadt die Entscheidung des Tages zu Gunsten der Christen gefallen, als man auch schon auf einem Thurme der Stadtumwallung die Kreuzesfahne wehen sah. Herzog Friedrich hatte mit seiner Schaar nämlich inzwischen Iconium selbst mit stürmender Hand genommen, und unbeschreiblich war jetzt die Freude des greisen Kaisers, als er den tapferen Sohn an sein Herz drücken konnte, welchen Augenblick unser Bild auf Seite 245 darstellt. Der Sultan und die Häupter der Stadt waren in die Burg geflohen und erwarteten ihre Rettung von der Gnade des Siegers. Der Tag hatte gegen 10,000 Feinden das Leben gekostet, und die Beute war so groß, daß die Christen einen Theil derselben zurücklassen mußten. Leider sollte aber dieser Sieg die letzte Freude sein, welche Kaiser Friedrich I. auf seinem Zuge erlebte, denn schon am 10. Juni fand er im Flusse Kalykadnus den Tod.

Tief unter der Erde.

Eine Bergmannsgeschichte

von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Ein regnerischer Dezembertag war über der Berglandschaft an der Grenze von Polen und Galizien zur Neige gegangen.

Am Ausgange eines ärmlichen Knappschaftsdorfes, das nur eine kurze Strecke von dem Städtchen Königshütte, dem größten Hüttenwerk Schlesiens, entfernt liegt, schwankten leuchtende Punkte wie hüpfende Irrlichter durch das nächtige Dunkel, es waren Grubenlichter, welche einer Gruppe von Häuern und Schleppern angehörten, die ihre Kameraden tief unter der Erde zur Nachtschicht abzulösen kamen. Sie näherten sich dem nur matt erhellten Maschinenhause, das die beiden Einfahrten des Kohlenschachtes überdeckte, begrüßten die zu Tage kommende Mannschaft mit dem üblichen „Glück auf!“ und fuhren durch den Oberförderschacht ein.

Ihr Schichtmeister fehlte. Er hatte sich bereits auf dem Wege zur Grube von ihnen getrennt. Ansgar Bendix mußte gewichtigen Grund haben, seine Pflicht zu versäumen, da seine Anwesenheit in der Grube um so mehr am Platze gewesen wäre, als man seit dem anhaltenden Regenwetter Zeichen eines drohenden Wassereinbruches bemerkt haben wollte.

Sein Ziel war ein alleinstehendes Häuschen, das seit Jahrzehnten von dem Steiger Corvin bewohnt wurde, dessen einzige Tochter, das schönste und beliebteste Mädchen im Dorfe, dem seit langem verwittweten Vater die Wirthschaft führte.

Ein leiser Lichtschimmer hinter dem Laden des niedrigen Fensters hatte ihm die Gegenwart der Geliebten verrathen, denn daß der Alte nicht zu Hause sei, war ihm zufällig bekannt geworden.

Hastig wandte er sich der Hausthüre zu und pochte vernehmlich an.



Begegnung Barbarossa's mit seinem Sohne Friedrich nach der Schlacht bei Iconium. (S. 244)

„Guten Abend, Sanja!“ sprach er das Mädchen in zärtlichem Flüstertone an, das ihm entgegen getreten, jedoch erröthend zurückgewichen war, als sie Ansgar erkannte.

Der Schein seiner Grubenlampe umspielte die Gestalt des zögernd vor ihm verweilenden Mädchens mit schimmernden Lichtern. Sanja Corvin war ein stattliches, voll entwickeltes Mädchen, doch aber einen Kopf kleiner als der hünenhaft gebaute Mann, dessen jugendliches Alter die Stellung kaum verrieth, zu der er sich durch seine besondere Fähigkeiten aufgeschwungen hatte.

„Es ist mir lieb, Sanja, daß ich Euch allein treffe,“ fuhr er entschlossen fort, „denn während des Festes neulich wicht Ihr mir aus. Es muß endlich klar werden zwischen uns, Mädchen.“

Das sonst so blühende Antlitz der Angesprochenen war bleich geworden und ihre vollen Lippen zuckten in seltsamem Trotz.

„Seht, Sanja, Neujahr steht vor der Thür, und ich hab' mir's zugeschworen, daß ich vorher wissen will, woran ich mit Euch bin. Ich kann nicht so schöne Worte machen, wie der polnische Schreiber, der geschmeidige Herr Wassily Rogatscheff, der Euch ja plötzlich sehr an's Herz gewachsen scheint. Aber ich will ein Schuft sein,“ brauste er plötzlich auf, „wenn der Kerl es ehrlich mit Euch meint.“

„Ihr seid Eurer Sache ja sehr gewiß, Herr Schichtmeister,“ versetzte Sanja, trotzig den Blick aufschlagend.

„Weil ich weiß, daß Euer Herz lieb und edel ist — und mir zu eigen!“ Seine Stimme klang eigenthümlich heiser in rauher, verhaltener Zärtlichkeit.

„Euch zu eigen?“ trotzte das Mädchen, auf dessen Antlitz helle Röthe und jähes Erblassen abgewechselt hatten, mit blitzenden Augen. „Ihr meint immer, Ihr brauchtet nur einfach die Hand auszustrecken, damit Euch Alles gelinge. Das sagt auch der Wassily Rogatscheff. Ich aber weiß noch gar nicht, ob ich Euch zu eigen sein möchte, und gerade jetzt weiß ich's am allerwenigsten.“

Ansgar hatte den trotzigen Worten mit vorgebeugtem Leibe gehorcht, als ob er seinen Sinnen nicht traute.

„Ihr möchtet nicht?“ stieß er nach einer schwülen Pause in wilden, drohenden Tönen hervor.

Das Mädchen schien bereut zu haben, was sie gesagt hatte, verfiel jedoch der drohenden Frage Ansgar's gegenüber wieder in den früheren kindischen Trotz.

„Ueber's Jahr, Herr Schichtmeister,“ entschied sie gereizt, „dürft Ihr einmal wieder anfragen! Und ein paar schöne Worte wird's Euch auch noch kosten!“

Lange noch hatte Ansgar auf das Mädchen gestarrt, jedoch kein Wort mehr erwiedert, sich endlich langsam umgewandt, und war ohne Abschiedsgruß zurück in's Freie getreten, um nach wenigen Schritten in Nacht und Nebel zu entschwinden.

Tobenden Unfrieden im Herzen, doch gewaltsam gefaßt, hatte er den nächsten Weg zum Hüttenwerk eingeschlagen. Er ahnte nicht, daß Sanja, in deren Sinnen und Trachten ganz plötzlich eine merkwürdige Veränderung vorgegangen sein mußte, ihm alsbald eilenden Schrittes gefolgt war, daß sie ihn in einer Seitenthüre des Schachthauses hatte verschwinden sehen, ehe sie sich, von den widerstreitendsten Gefühlen der Hingebung und des Trotzes hin und her geworfen, hatte entschließen können, ihn anzurufen und das versöhnende Wort auszusprechen, das sie ihm zugedacht haben mochte.

Ohne daß Jemand ihn bemerkt hätte, gelangte er zum Hauptschacht der Grube, von dem er wußte, daß derselbe zur Zeit nicht befahren wurde. Er hatte sich vorgenommen, die seit einigen Tagen unbetretene Grundstrecke des Tiefland-Flötzes auf eigene Hand zu besichtigen, um dem Bergassessor von einer möglicherweise von dort drohenden Gefahr Bericht zu erstatten, und absichtlich die bequemere Einfahrt durch den Oberförderschacht vermieden, um den Maschinenmeister seine Verspätung nicht merken zu lassen.

Die Fahrten, schmale aber starke Leitern, knarrten und ächzten unter seiner Körperschwere, und dieses Geräusch ließ eine schmächtige Gestalt an der Sohle des Hauptschachtes aufhorchen, die soeben spähend die Abbaue der Hauptstrecke passirt hatte, um zu Tage zu gehen.

Das Licht der Sicherheitslampe ließ auf den ersten Blick erkennen, daß Wassily Rogatscheff Keiner vom „Leder“ war, vielmehr Einer „von der Feder“. Seine modische Kleidung, das gedrehte Bärtchen auf der Lippe, das seinem bleichen Antlitz mit den tiefliegenden, funkelnden Augen nicht übel stand, hatte sogar etwas Stutzerhaftes.

Kurz entschlossen hatte der Pole sein Grubenlicht ausgelöscht, als er aufwärts spähend seinen Nebenbuhler erkannte, und sich vorsichtig in eine Ecke gedrückt, so daß Ansgar arglos an ihm vorüberging, und weder seine tückischen Blicke, noch seine drohend geballte Faust sah, als er die Hauptstrecke entlang dem engen, zur Grundstrecke führenden Verbindungsschachte zuschritt, in dem er alsbald untertauchte.

Er wußte nicht, daß der Pole ihm längst schon nachschlich und sein Thun und Lassen heimlich kontrolirte, um ihn auf einer gelegentlichen Pflichtversäumniß zu ertappen und diese dann seinen Vorgesetzten zu denunziren. Daß aber Sanja seinem Nebenbuhler, der hastig zu Tage gefahren war, nachdem er seine Lampe wieder angezündet, eben jetzt scheu und absichtlich auswich, indem sie sich in den tiefsten Schatten des Schachthauses zurückzog, als der Pole durch jene Seitenthüre in's Freie trat, konnte er nicht ahnen. Wie hätte er aufgejubelt, wenn er Zeuge dessen gewesen wäre!

So aber schritt er voll Groll und Bitterkeit und sich seinem Wagniß in finsterem Trotz und Eifer unterziehend, die gefürchtete Grundstrecke ab, die außer ihm einem Verbote gemäß seit Tagen kein lebendes Wesen betreten hatte.

Grabesstille umfing ihn, Grabesnacht, die nur durch sein Grubenlicht auf wenige Schritte durchhellt wurde. Ab und zu hatte es leise in den eichenen Stützen und Firstbohlen gekracht. Jetzt aber nahmen diese unheimlichen Geräusche plötzlich in einem Maße zu, daß der Einsame erbleichend aufhorchte, und hastig den Rückweg antrat.

Er hatte bereits die Sohle des Oberförderschachtes erreicht und stand im Begriffe, ein Zeichen nach oben zu geben, als er mit einem Male entsetzt zurückfuhr.

Ein fürchterliches Krachen und Brechen, wie von schweren Explosionen, durchhallte die unterirdischen Gänge. Ein eiskalter Luftstrom, der wie eine Windsbraut auf Ansgar niederfuhr, hatte sein Grubenlicht ausgelöscht. Pfeifen und Heulen mischte sich mit dem donnernden Gekrache, es gurgelte und plätscherte wie von eindringenden Wassermassen, und mit gräßlichem Poltern stürzte es den Schacht hinunter, Alles vor sich her zersplitternd.

Von Grausen gepackt stürmt Ansgar, mit vorgestreckten Armen tastend, zum Verbindungsschachte zurück. Aber auch hier rieselt es ihm entgegen. Er watet im Schlamm, dem gefährlichsten und tückischesten Feinde des Bergmanns. Der Schlammstrom steigt und wird reißender, Steine prallen gegen die Kniee des Entsetzten, so daß er plötzlich anhält.

Grausiger Schreck krallt sich in sein Herz, denn von beiden Seiten dringt es auf ihn ein, beide Ausgänge sind dem, einem gräßlichen Tode Verfallenen, verrammelt. Kaum zehn Schritt lang ist sein fürchterliches Grab und noch immer drängen krachend und polternd Schlammmassen nach. Er fühlt seine gänzliche Ohnmacht — seine Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu retten aus Nacht und Graus, und schluchzt fassungslos auf.

Grabesstille ist an Stelle des fürchterlichen Lärms getreten, und mit ihr überkommt den Verschütteten, der unwillkürlich einen geschützten Platz aufgesucht, der Gleichmuth des Verlorenen. Zunächst versucht er, sein Grubenlicht wieder anzuzünden, aber das Glas ist zersplittert und der Docht feucht von Wasser. Er fragt sich, wie viel Tage verstreichen werden, ehe man den Schacht ausgesümpft und ihn gerettet haben kann.

Plötzlich aber stößt er einen markerschütternden Schrei aus. Er ist sich bewußt geworden, daß sich keine Hand seinethalben regen wird, weil Niemand sein gräßliches Schicksal ahnt. Daß der Pole Kenntniß von seinem Aufenthalt in dem verschütteten Theil der Grube hat, ist ihm ja unbekannt geblieben; aber dieser ist sein erbitterter Feind, in dessen Hand es jetzt liegt, die ihn Suchenden auf falsche Fährte zu leiten, um den Nebenbuhler aus der Welt zu schaffen.

Er bricht stöhnend zusammen, und seine Sinne umnachtet grauenvolles Dunkel. Er fühlt mit ganzer gräßlicher Wucht sich tief, tief unter der Erde, lebendig begraben ohne alle Aussicht auf Rettung.

Phantastische, verworrene Bilder tauchen vor seinem Auge auf.

Mit lallender Zunge stammelt er den Namen der Geliebten, die ihn verschmäht. Er sieht ihre leuchtenden Augen voller Liebe auf sich ruhen; er sieht ihre Arme sich ihm hilfreich entgegen strecken und ihre Gestalt von überirdischem Glanz verklärt.

Gewaltsam schüttelt er die gräßliche Todesfurcht, die ihn lauernd überschleicht, von sich. Er will ausharren bis zum letzten Athemzug. Er will die Hoffnung nicht sinken lassen. —

Den zwanzig Männern ihm zu Häupten im Ruthard-Flötz ist es kaum besser ergangen. Sämmtlich waren sie in einem Nebenstollen der Hauptstrecke mit Schürfen und Abfahren beschäftigt gewesen, als die Katastrophe erfolgte.

Nur dem Umstande, daß die hereinbrechenden Schlammmassen einen Abzug in die Tiefe durch die beiden Schachte offen fanden, hatten die Entsetzten ihr Leben zu danken, die sonst wohl einem baldigen Erstickungstode erlegen wären. —

Mit Blitzesschnelle hatte die Schreckenskunde sich im Dorfe verbreitet. Die Rettungsarbeiten waren unverzüglich nach der Katastrophe begonnen worden. Der Einbruch des schwimmenden Gebirges hatte unter dem, kaum zwölf Schritt vom Oberförderschacht entfernt liegenden Teich stattgefunden, und die durch die geschmolzenen Schneemassen verstärkten Wasser desselben mit in die Tiefe gerissen.

Zuerst hatte man versucht, von diesem, der Unglücksstätte näher gelegenen Schachte aus in die verschüttete Hauptstrecke vorzudringen. Ein zweiter heftiger Schlammerguß jedoch hatte diesen Bemühungen ein Ziel gesetzt, und so waren fast vierundzwanzig Stunden resultatlos verstrichen.

Es blieb nichts übrig, als die Rettungsarbeiten von der anderen Seite, vom Hauptschacht aus in Angriff zu nehmen. Bis zum First fand man hinter dem Verbindungsschacht die Hauptstrecke mit Schlamm und Steingeröll erfüllt, und das Vordringen ging langsam von Statten, trotz der übermenschlichen Anstrengungen der beherzten, sich jede Viertelstunde ablösenden Bergleute, von denen jedoch immer nur Wenige zu gleicher Zeit in dem schmalen Gange arbeiten konnten.

Der alte Corvin halte sich als einer der Unermüdlichsten bei dem Rettungswerk gezeigt. Nichts aber hatte seine zu Tode erschreckte Tochter abzuhalten vermocht, dem Vater zur Unglücksstätte zu folgen, und von hier war sie nicht mehr fortzubringen, trotzdem der Maschinist des Oberförderschachtes ihr mit aller Entschiedenheit erklärt hatte, daß der Schichtmeister nicht mit eingefahren sei.

In der Nähe der Einfahrt zum Hauptschacht, aus dem man die Geretteten behutsam an's Tageslicht förderte, harrte Sanja mit namenloser Spannung auf das Erscheinen des Mannes, den sie in ihrem jetzt unerklärlichem Trotz so tief gekränkt.

Sie wurde Zeuge der rührenden und erschütternden Scenen des Wiedersehens zwischen den Wiedergewonnenen und deren tiefergriffenen Angehörigen — nur der, den sie erwartete, erschien nicht. —

Im Saale des Direktionshauses waren die Geretteten Alle neben einander gebettet worden. Sanja hatte sich aufgemacht und schritt von Einem zum Anderen, nicht achtend der fragenden Blicke der umstehenden Beamten. Das Herz drohte ihr stille zu stehen — Ansgar war nicht unter den Geretteten.

Fassungslos eilte sie zum Vater und flüsterte ihm bebende Worte zu, worauf derselbe sich ehrerbietig dem Bergassessor näherte und eine Weile leise mit ihm sprach, bis dieser unter lautloser Stille die Frage stellte, ob Jemand der Geretteten und Anwesenden über den Verbleib des Schichtmeisters Bendix etwas wisse.

Ein drückendes Schweigen war die einzige Antwort.

Sanja's Blicke waren währenddessen in bebender Spannung von Einem zum Anderen gestreift und endlich auf dem polnischen Schreiber haften geblieben.

Sie starrte zu ihm hin und war erschreckt über die fahle Bläße, die auf seinem Antlitz lagerte, über den heimtückischen Zug, der sich tief um seine fest aufeinander gekniffenen Lippen eingegraben hatte.

„Wassily Rogatscheff," unterbrach Sanja plötzlich die feierliche Stille, „auch Ihr wißt nichts über den Verbleib des Schichtmeisters?"

Der Gefragte war jäh zusammengezuckt bei der unvermutheten und die Anwesenden verblüffende Anfrage des Mädchens. Er hatte sich aber schnell gefaßt und nur bedauernd die Achseln gezuckt.

Dann waren die Umstehenden auf Anordnung des Arztes auseinander gegangen. Sanja aber war dem hastig davongehenden Polen gefolgt und holte ihn bald ein.

„Was wißt Ihr über den vermißten Schichtmeister, Wassily Rogatscheff?" redete sie ihn in fliegender Hast an. „Ich frage Euch auf Ehr' und Gewissen."

„Lassen wir Den ruhen, theuerste Sanja," versetzte der Pole geschmeidig. „Sind wir Beide uns denn nicht genug?"

„Seht mich an!" unterbrach das Mädchen ihn außer sich. „Ich sage Euch in's Gesicht, daß Ihr wißt, wo Ansgar Bendix ist. Ihr saht ihn einfahren. Ich weiß es genau."

An dem plötzlichen Erschrecken des Polen, der einen Augenblick der bestimmten Behauptung gegenüber seine Selbstbeherrschung verlor, erkannte sie, daß sie das Richtige getroffen.

„Gott im Himmel!" schrie sie plötzlich schluchzend auf. „Laßt ab von der furchtbaren Lüge, die Euer Leben vergiften wird. Verschüttet ist Ansgar wie die Uebrigen und nicht gerettet. Gott im Himmel! Stunden schon sind unnütz verstrichen. Und Ihr — Ihr laßt ihn verderben, elender Mörder!"

Rogatscheff's Antlitz hatte eine erdfahle Bläße angenommen. Seine Augen irrten unstät umher, und die Kniee schlotterten ihm.

Das Mädchen aber hatte ihn stehen lassen und war zum Vater gestürzt, der ihrer, mit der ganzen Kraft einer sicheren Behauptung abgegebenen Enthüllung mit starrem Entsetzen lauschte.

„Mit dem Absümpfen des unteren Schachtes muß unverzüglich begonnen werden," erklärte er endlich, indem er sich anschickte, sich auf den Weg zur Grube zu machen. „Das Beste ist, wenn ich gegenüber dem vorgesetzten Bergbeamten behaupte, ich hätte gleich nach dem Einbruch am Verbindungsschacht ein Hilferufen von unten her gehört, mich in der späteren Verwirrung aber daran bisher nicht erinnert. Du aber, Kind, lege Dich schlafen, hast ja in vergangener Nacht kein Auge zugethan!"

„Ich begleite Dich, Vater! Ich muß selbst sehen. Jede Minute, die wir säumen, wächst für Ansgar zur Ewigkeit!"

Der Alte sah sein Kind einen Augenblick starr an, widersprach jedoch nicht länger, und bald hatten sie Beide die kurze Strecke bis zur Einfahrtshalle zurückgelegt.

Die Grubenleitung hatte bereits aus eigenem Antriebe, wenn auch nur aus Gründen, die den gestörten Betrieb fördern sollten, mit der Ausfümpfung des Oberförderschachtes beginnen lassen.

Der Bergassessor setzte der Enthüllung des alten Corvin zuerst ein ungläubiges Kopfschütteln entgegen, ließ indessen doch auf dringendes Zureden und gerührt von den flehentlich auf ihm ruhenden Blicken des Mädchens eine erhöhte Thätigkeit anordnen, und schließlich sogar einen Dampfhaspel zur Stelle schaffen, um die Arbeit möglichst zu beschleunigen.

Sanja ging nicht von der Stelle, die sie neben den Förderungsmaschinen in der Einfahrtshalle eingenommen hatte.

Nach fünfzehnstündiger Arbeit endlich war der verschüttete Schacht so weit nothdürftig ausgesümpft, daß man von der Sohle aus mit Hilfe von Brettern, die man über die gesackten und aufgetrockneten Schlammmassen legte, in der Grundstrecke vordringen konnte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich bald darauf die Kunde, daß das schwimmende Gebirge nur an vierzig Schritte in der Strecke vorgedrungen und hinter demselben ein offener Raum bemerkt worden sei. Kurz darauf folgte zu Vieler Ueberraschung und Bestürzung die Nachricht, daß man den Körper des Vermißten in der That aufgefunden habe.

Sanja zitterte am ganzen Leibe. Sie lauschte mit angehaltenem Athem und vorgebeugt auf jedes Geräusch im Schachte. Eine namenlose Spannung hatte sich ihrer bemächtigt.

Jetzt ertönte ein besonderes Zeichen zur Tagfahrt. Die Maschine setzte sich in Bewegung, vorsichtig und langsam, wie es vorgeschrieben ist bei der Förderung von Kranken, Sterbenden und Todten.

Der Obersteiger mußte an der Schachtöffnung strenge Ordnung halten, um die Umdrängenden, die mit theilnehmender Miene den Vorgang verfolgten, zurückzuhalten.

Jetzt steht der Haspel still. Die Retter erscheinen mit dem Verunglückten.

Vier kräftige Steiger heben den leblosen Körper des bleichen Mannes auf die bereit gehaltene Tragbahre. Da hält sich das Mädchen nicht länger. In lautlosem Schmerz bricht sie über ihm zusammen.

Der Arzt, dem Sanja wohl bekannt ist, schiebt sie sanft zur Seite und flüstert ihr einige leise Worte zu. Dann untersucht er den regungslos Hingestreckten.

Sanja beobachtet ihn in unbeschreiblicher Aufregung. An seiner Lippe hängt für sie Leben und Tod. Die Untersuchung nimmt geraume Zeit in Anspruch. Endlich huscht ein flüchtiges Lächeln der Befriedigung über die ernsten Züge des Arztes: „Er lebt!" —

„Gott sei gelobt!" Sanja preßt beide Hände auf's Herz; es pocht zu übermäßig in namenlosem Glück.

„Gebrechlichere Menschenkinder," lächelte der Arzt, „hätten's nicht überlebt. Unser Riese aber dürfte unter aufmerksamer Pflege schneller genesen, als Sie glauben."

Als man Ansgar, der noch immer ohne Besinnung lag, und dessen Athemzüge kaum erst das zurückgekehrte Leben verriethen, in's Direktionshaus überführte, wo der Bergassessor dem Geretteten bereitwillig ein Zimmer eingeräumt hatte, drängte sich ein Dorfjunge an Sanja heran und übergab ihr ein versiegeltes Blatt Papier. Sie erbrach es mit zitternder Hand und durchflog die wenigen Zeilen in seltsamer Unruhe. Die Worte waren offenbar in fliegender Hast auf das Papier geworfen. Sie lauteten: „Ich verlasse mit dem ersten Zuge auf immer diesen Ort. Ansgar Bendix steckt in der Grube — Grundstrecke. Rettung gewiß noch möglich. Denken Sie nicht zu böse von mir. Ich war ein Thor. Verblendet in Leidenschaft und Eifersucht. Verbrennen Sie diesen Zettel. W. R." — —

Drei Tage und drei Nächte sind verstrichen. Ein prächtiger Sonntagsmorgen ist angebrochen, friedliche Glockenklänge durchdringen melodisch die klare Winterluft.

Sanja ist soeben leise in's Krankenzimmer getreten und hat die barmherzige Schwester, die diese Nacht an Ansgar's Lager gewacht, abgelöst. Die Krisis ist überwunden.

Des Mädchens Blicke ruhen lange in liebevoller Hingebung auf seinem leicht gerötheten Antlitz, und sie schreckt förmlich zusammen, als Ansgar plötzlich die Augen öffnet und mit zärtlichstem Danke zu ihr aufschaut.

„Sanja!" hebt er mit leiser Stimme an. „Ich wachte längst! Die Schwester hat mir Alles erzählt. Auch von Dir, Sanja! — Wie soll ich Dir's vergelten, was Du für mich gethan, wie soll ich Dir jemals danken?"

Helle Purpurgluthen hatten die Wangen der Geliebten übergossen.

„Soll ich Dich etwas fragen, Sanja?" drang es in zärtlichem Flüstern an ihr Ohr.

Zwei weiche Arme, die sich plötzlich um seinen Nacken schlossen, entschieden die Frage, ehe sie noch gestellt war. Glückstrahlend barg das Mädchen ihr Antlitz an seiner treuen Brust. Jubelnd schrie der Genesene auf und umfing die Zitternde, wie wenn er sie nie mehr lassen wollte.

Die Glücklichen hatten das Eintreten des alten Corvin überhört. Er war überrascht an der Thüre stehen geblieben. Dann hatte er leise vor sich hingenickt und endlich im Innersten ergriffen die Hände zu stummem Dankgebet gefaltet.

Ansgar bemerkte ihn erst, als er zu ihnen herangetreten war und wie segnend seine Hand auf Sanja's Scheitel legte. —

Von jetzt an machte Ansgar's Genesung so schnelle Fortschritte, daß schon sechs Wochen später der Priester das junge Paar unter allgemeiner freudiger Theilnahme des ganzen Bergwerks zum Bunde für's Leben zusammengeben konnte.

Mannigfaltiges.

Thier und Mensch. — Schon vor mehr als 2000 Jahren hatten scharf beobachtende Männer erkannt, daß die Thiere zum Menschen in einem nahe verwandten Verhältniß ständen. Ja, man legte den Thieren bereits damals eine Seele bei. Man lernte also früh schon ihre mitunter gar nicht zu unterschätzende Intelligenz kennen, bemerkte an ihnen, daß sie der Freude wie der Traurigkeit zugänglich waren und Tugenden, wie Anhänglichkeit, Liebe und Treue

in ihnen sich ebenso entwickelten, wie die denselben entgegengesetzten Fehler, woraus man die allerdings nicht zutreffende Folgerung zog, daß die Thiere für ihre Thaten verantwortlich seien, und sie belohnte und bestrafte auf dieselbe Weise, wie man es an Menschen gethan haben würde. In Athen kam einst um Mitternacht ein Dieb in den Tempel des Aesculap geschlichen und nahm viele von den dort aufgehäuften Kostbarkeiten an sich. Die Tempeldiener lagen im tiefsten Schlafe, und der Dieb würde seine reiche Beute ohne Gefahr in Sicherheit gebracht haben, wäre derselbe nicht noch rechtzeitig von dem wachsamen Tempelhund bemerkt worden. Dieser schlug sofort an, und da die Diener auf sein Gebell sich nicht rührten, so verfolgte er den Dieb und setzte ihm auf seiner Flucht nach, weder durch die Steinwürfe desselben, noch durch Vorwerfen von Brod und Kuchen von seiner Pflicht sich abbringen lassend. Am andern Tage gewahrte man in Athen mit Schrecken sowohl die Beraubung des Tempels als die unerklärbare Entfernung des sonst so braven Hundes und sandte nach allen Seiten Männer zur Aufsuchung des Diebes aus. Nach einigen Tagen erblickten diese in der Stadt Krommyon den ihnen wohlbekannten Hund und schlossen aus dem wüthenden Gebell, womit derselbe unaufhörlich einen fremden Mann verfolgte, daß dieser wohl der Dieb sein möchte. Sie ergriffen ihn deshalb und nahmen ihn mit nach Athen zurück. Der Hund aber lief mit Freuden vor ihnen her, als ob er sich eine Ehre daraus mache, die Gefangennehmung dieses Diebes bewirkt zu haben. Als derselbe vor den Richtern sein Verbrechen eingestanden hatte, wurde dem treuen Wachthunde auf Staatskosten ein gewisses Maß Getreide ausgeworfen und den Priestern des Tempels der Auftrag gegeben, daß sie für ihn Sorge trügen und ihn pflegten, so lange er lebe. — Bei den alten Völkern wurde also das Thier gewissermaßen dem Menschen gleichgestellt und galt wie der Sklave als ein Mitglied der Familie. Wenn im alten Egypten eine Katze im Hause starb, rasirten sich die Bewohner die Augenbrauen, starb eine Hündin, so rasirte man sich den ganzen Kopf. Den Griechen war die zarte und liebevolle Sorgfalt aufgefallen, welche die jungen Störche ihren alten Eltern widmeten. Wenn Letztere im vorgeschrittenen Alter ihre Federn verlieren, rupfen sich die jungen Störche für sie ihren Flaum aus und ernähren sie von den Erträgnissen ihrer Jagd. So entstand in Griechenland das sogenannte „Storchgesetz", kraft dessen die Kinder gehalten waren, ihre alten Eltern zu pflegen und zu ernähren. Wer dieses Gesetz verletzt hätte, wäre unauslöschlicher Schmach verfallen. Im Mittelalter nahmen die Thiere sogar an religiösen Ceremonien Theil. In Mailand figurirten sie bei den Festen der Könige und in Paris gab es Fuchs- und Eselsprozessionen. Der festlich bekleidete Fuchs schritt inmitten der Geistlichkeit. In seiner Nähe wurde etwas Geflügel mitgetrieben, und häufig genug stürzte er sich unter völligem Vergessen seiner Pflichten auf dasselbe los, um es Angesichts der ihn umgebenden Gläubigen zu verspeisen. Wenn die Rechte der Thiere auf diese Weise anerkannt waren, so wurden auch ihre Vergehen und Angriffe auf das menschliche Leben auf's Strengste gestraft. So heißt es in der mosaischen Gesetzgebung (II. 21, 28 f.): Wenn ein Stier einen Mann oder eine Frau mit dem Horne stößt und diese davon sterben, so soll der Stier in jedem Fall gesteinigt werden. — Auch Demokrit verlangte, daß man jedes Thier, welches dem Menschen einen wesentlichen Schaden verursache, mit dem Tode bestrafe. Das ganze Mittelalter hindurch verurtheilte man die Thiere, welches sich eines Mordes schuldig machten oder zur Landplage wurden, und die Chronik hat uns merkwürdige Beispiele davon aufbewahrt. — Im Jahre 1356 hatte in Falaise ein Schwein in rasender Wuth ein Kind getödtet. Der Richter verurtheilte das Schwein, trotzdem ihm ein Rechtsanwalt zur Seite stand und es wacker vertheidigte, zum Tode durch das Schwert. Da es dem Kinde einen Arm und einen Theil des Gesichtes weggefressen hatte, so wurde auch ihm zuvor ein Bein abgehackt und der Kopf verstümmelt. Bevor es dann zur Hinrichtung geführt wurde, zog man ihm menschliche Kleider an, und der Henker erhielt als Lohn für seine Mühewaltung 10 Soldi (ca. 2 Mark) und 1 Paar Handschuhe. Benoit St. Prix zählt 80 Todesurtheile auf, die von 1120 bis 1741 gegen Thiere jeder Gattung, vom Esel bis zur Heuschrecke hinab, erlassen worden sind. [L. Haschert.]

Humoristisches.



Proponirte Wette.

Student: Onkel, leihe mir fünfzig Mark!
Onkel: Was, schon wieder? Ich möchte wetten, daß ich sie nicht wieder bekomme.
Student: Die Wette gilt, Onkel — um hundert Mark!



Zerstreut.

Schwurgerichtspräsident: Ich werde nun, um Gewißheit zu erhalten, ob die Zeugen alle da sind, dieselben noch einmal verlesen, und haben die Anwesenden mit Ja, die Abwesenden aber mit Nein zu antworten.

Originelle Vornamen. — Einem Schotten, der den Namen John New (Johannes Neu) führte, wurde ein Sohn geboren, der Something New (Etwas Neues) getauft wurde. Als New ein Jahr später einen zweiten Sohn erhielt, ließ er ihm in der Taufe den Namen Nothing New (Nichts Neues mehr) geben. [v. Z.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 30:
Die Wahrheit ist in Gott, uns bleibt das Forschen.

Räthsel.

Silb' 1 und 2, die stellst Du vor den Schmerz,
Willst dessen Tiefe Du besagen.
Silb' 2 und 3, die siehst Du himmelwärts
Im schönen Schweizerlande ragen.
Der 1, 2, 3 sich wendet zu
Der Wandrer, dem's verlangt nach Ruh.

Auflösung folgt in Nr. 32. [L. Maurice.]

Homogramm.

Die folgenden Buchstaben sind so zu stellen, daß die dadurch entstehenden fünf Wörter der wagrechten Reihen den entsprechenden senkrechten Reihen gleich sind:

a a e e e
e e e i i
i l l l l
m n r s s
n v v v v

Es ergeben sich dann: 1) Eine Blume. 2) Eine Figur aus einem Shakespeare'schen Drama. 3) Eine Hülsenfrucht. 4) Ein Vulkan. 5) Ein Schüler. [Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 30: Halberstadt

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.